

**Zeitschrift:** Film und Radio mit Fernsehen  
**Herausgeber:** Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband  
**Band:** 5 (1952-1953)  
**Heft:** 26

**Rubrik:** Der Ring des Generals [Fortsetzung]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DER RING DES GENERALS

Erzählung von Selma Lagerlöf

Copyright by Nymphenburger Verlagshandlung und Verlag der Arche, Zürich

19

«Daran ist gar nichts so Merkwürdiges», sagte die Köchin. «Er hatte sie ausgewachsen, und da gab er sie mir, damit ich mir ein paar Topflappen daraus mache. Das ist wirklich gut, daß ich sie jetzt gefunden habe.»

Jungfer Spaak nahm ihr hastig die Mütze aus der Hand.

«Es ist schade, sie zu zerschneiden», sagte sie, «man kann sie einem Armen geben.»

Gleich darauf nahm sie die Mütze und ging damit auf den Hof hinaus, wo sie den Staub daraus auszuklopfen begann. Während sie noch damit beschäftigt war, kam der Baron aus dem Haupthause.

«Es will uns scheinen, daß es Adrian schlechter geht», sagte er.

«Ist denn hier in der Nähe niemand, der etwas von der Heilkunst versteht?» fragte die Jungfer ganz unschuldig. Die Mägde sprechen von einer Frau, die Marit Erikstochter heißt.»

Der Baron erstarrte.

«Natürlich würde ich nicht zögern, meinen ärgsten Todfeind holen zu lassen, da es sich um Adrians Leben handelt», sagte er. «Aber es würde nichts nützen. Marit Erikstochter kommt nicht nach Hedeby.»

Jungfer Spaak wagte keinen Widerspruch, als ihr dieser Bescheid geworden war. Sie setzte die Suche durch den ganzen Küchenflügel fort, sorgte für das Mittagessen und erreichte es, daß auch die Baronin ein paar Bissen zu sich nahm. Der Ring war nicht gefunden worden, und Jungfer Spaak wiederholte einmal ums andere für sich selbst: wir müssen den Ring finden. Der General läßt Adrian sterben, wenn wir ihm den Ring nicht finden.

Am Nachmittag wanderte Jungfer Spaak nach Olsby hinüber. Sie ging aus eigenem Antrieb. Die Pulsschläge waren jedesmal, wenn sie bei dem Kranken gewesen war, schwächer und schwächer geworden und in längeren Zwischenräumen gekommen. Sie hatte nicht die Ruhe, auf den Doktor aus Karlstad zu warten. Es war ja mehr als wahrscheinlich, daß Marit nein sagen würde, aber die Jungfer wollte kein Mittel unversucht lassen.

Marit Erikstochter saß, als Jungfer Spaak kam, auf ihrem gewöhnlichen Platz auf der Treppe vor dem Speicher. Sie hatte keine Arbeit in den Händen, sondern saß zurückgelehnt mit geschlossenen Augen da. Aber sie schlief nicht. Sie blickte auf, als die Jungfer gegangen kam, und erkannte sie sofort.

«Aha», sagte sie, «schicken sie jetzt um mich aus Hedeby?»

«Hat Sie schon gehört, wie schlecht es bei uns steht, Marit?» sagte Jungfer Spaak.

«Ja, ich habe es gehört», sagte Marit, «und ich will nicht kommen.»

Jungfer Spaak antwortete ihr mit keiner Silbe. Eine schwere Hoffnungslosigkeit senkte sich auf sie herab. Alles schlug ihr fehl, und dies war das Allerschlimmste. Sie konnte sehen und hören, daß Marit froh war. Sie hatte da auf der Treppe gesessen und sich über das Unglück gefreut, sich darüber gefreut, daß Adrian Löwensköld sterben mußte.

Bisher hatte sich die Jungfer aufrecht gehalten. Sie hatte nicht geschrien, nicht geklagt, als sie Adrian auf dem Boden ausgestreckt gesehen hatte. Sie hatte nur daran gedacht, ihm und all den anderen zu helfen. Aber Marits Widerstand brach ihre Kraft. Sie begann zu weinen, heftig und unaufhaltsam. Sie wankte zu einer grauen Stallwand, lehnte die Stirn daran und weinte und schluchzte.

Marit beugte sich ein wenig vor. Lange Zeit verwandte sie kein Auge von dem armen Mädchen.

«Ach so, steht es so um sie?» dachte sie.

Aber während Marit noch so dasaß und sie betrachtete, die die Tränen der Liebe um den Geliebten weinte, ging in ihrer eigenen Seele etwas vor.

Sie hatte vor ein paar Stunden erfahren, daß der General Adrian erschienen war und ihn fast zu Tode erschreckt hatte, und sie hatte sich gesagt, daß die Stunde der Rache endlich gekommen war. Darauf hatte sie seit vielen Jahren gewartet, aber immer vergebens. Rittmeister Löwensköld war in die Grube gefahren, ohne daß irgendeine Strafe ihn getroffen hatte. Freilich war der General, seit sie den Ring nach Hedeby geschafft hatte, dort umgegangen und hatte gespuckt, aber es hatte den Anschein gehabt, als brächte er es doch nicht übers Herz, sein eigen Fleisch und Blut mit der gewohnten Grausamkeit zu verfolgen.

Aber nun war das Unglück über ihnen, und gleich kamen sie zu ihr, um Hilfe zu erbitten. Warum gingen sie nicht lieber gleich zu den Toten auf dem Galgenhügel?

Es tat ihr wohl, zu sagen: Ich komme nicht. Das war ihre Art, Rache zu nehmen.

Aber als Marit das junge Mädchen so stehen und weinen sah, den Kopf an die Wand gepreßt, erwachte eine Erinnerung in ihr. «So habe ich auch dagestanden und habe geweint, an die harte Mauer gelehnt. Ich hatte keinen Menschen, auf den ich mich stützen konnte.»

Und damit brach der Quell der Jugendliebe wieder in Marit auf und erfüllte sie mit seiner heißen Flut. Staunend saß sie da und sagte zu sich selbst: «So fühlte man es damals. So war es, einem gut zu sein. Ein so süßes und starkes Gefühl war es.»

Sie sah den jungen, fröhlichen, starken, schönen Paul Eliasson vor sich. Sie gedachte seines Blickes, seiner Stimme, sie erinnerte

sich an jede seiner Bewegungen. Ihr ganzes Herz war von ihm erfüllt.

Marit glaubte, daß sie ihn all die Zeit geliebt hatte, und das hatte sie wohl auch. Aber wie waren die Gefühle in den langen Jahren doch kühl geworden! Jetzt, in diesem Augenblick, brannte ihre Seele wieder in voller Glut.

Aber während die Liebe so in ihr erwachte, erinnerte sie sich auch an den furchtbaren Schmerz, den es einem Menschen bereitet, den Geliebten zu verlieren.

Marit sah zu Jungfer Spaak hinüber, die noch immer dastand und weinte. Nun wußte Marit, wie ihr zumute war. Eben erst hatte die Kühle der Jahre auf ihr gelegen. Da hatte sie vergessen, wie das Feuer brennt, jetzt wußte sie es. Sie wollte nicht die Ursache sein, daß jemand das leiden mußte, was sie selbst gelitten hatte, und sie stand auf und ging zu der Jungfer hin.

«Komm Sie, ich werde mit Ihr gehen», sagte sie ganz kurz.

Jungfer Spaak kam also mit Marit Erikstochter nach Hedeby zurück. Den ganzen Weg hatte Marit kein Wort gesprochen. Die Jungfer sagte sich später, daß sie im Gehen wohl darüber nachgedacht hatte, wie sie es anstellen sollte, den Ring zu finden.

Die Jungfer ging mit Marit geradewegs auf den Haupteingang zu und führte sie in das Schlafgemach. Da war alles unverändert. Adrian lag da, schön und bleich, aber still wie ein Toter, und die Baronin saß daneben und bewachte ihn, ohne sich zu regen. Erst, als Marit Erikstochter an das Bett trat, sah sie auf.

Aber kaum hatte sie die Frau erkannt, die dastand und den Sohn ansah, als sie vor ihr zu Boden sank und das Gesicht an ihren Rock drückte.

«Marit, Marit», sagte sie. «Denk nicht an all das Böse, das die Löwenskölds dir zugefügt! Hilf ihm, Marit! Hilf ihm!»

Die Bäuerin wich ein wenig zurück, aber die arme Mutter schleppte sich ihr auf den Knien nach.

«Du weißt nicht, welche Angst ich gehabt habe, seit der General hier umzugehen begann. Die ganze Zeit habe ich gebebt und gewartet. Ich wußte, daß sein Groll sich jetzt gegen uns kehren würde.»

Marit stand still. Sie schloß die Augen und schien in sich selbst zu versinken. Jungfer Spaak war sicher, daß es ihr wohl tat, die Baronin von ihren Leiden sprechen zu hören.

«Ich wollte zu dir gehen, Marit, und vor dir auf die Knie fallen, wie ich es jetzt tue, und dich bitten, den Löwenskölds zu verzeihen. Aber ich wagte es nicht. Ich glaubte, es sei dir unmöglich, zu verzeihen.»

«Die Frau Baronin soll mich auch nicht bitten», sagte Marit. «Denn es ist so: ich kann nicht verzeihen.»

«Aber nun bist du doch hier.»

«Ich bin der Jungfer zuliebe gekommen, weil sie mich gebeten hat.»

Damit trat Marit an den anderen Rand des breiten Bettes. Sie legte ihre Hand auf die Brust des Kranken und murmelte einige Worte. Dabei runzelte sie die Stirn, wölbte die Augen vor und zog den Mund zusammen. Jungfer Spaak fand, daß sie sich gerade so anstellte, wie andere weise Frauen.

«Er wird am Leben bleiben», sagte Marit. «Aber die Frau Baronin muß sich wohl merken, daß ich ihm einzig und allein der Jungfer zuliebe helfe.»

«Ja, Marit», antwortete die Baronin, «das werde ich nie vergessen.» Es kam der Jungfer vor, als ob die Herrin etwas hinzufügen wollte, aber sie unterbrach sich und biß die Lippen hart aufeinander.

«Und nun lassen Frau Baronin mir freie Hand.»

«Du kannst tun und lassen, was du willst, Marit, der Baron ist fort. Ich habe ihn gebeten, dem Doktor entgegenzureiten, damit er rascher kommt.»

Jungfer Spaak hatte erwartet, daß Marit Erikstochter irgendwelche Versuche machen würde, den jungen Baron aus seiner Betäubung zu wecken, aber zu ihrer großen Enttäuschung tat sie nichts dergleichen.

Marit verlangte vielmehr, daß man alle Kleider Baron Adrians herbeischaffe, sowohl diejenigen, die er jetzt trug, wie solche, die er in früheren Jahren benützt hatte, und die etwa noch vorhanden waren. Sie wollte alles sehen, was er einmal am Leibe gehabt hatte, Strümpfe und Hemden, Handschuhe und Mütze.

An diesem Tage tat man auf Hedeby nichts anderes als suchen. Obgleich Jungfer Spaak darüber seufzte, daß Marit nichts andres zu sein schien, als eine gewöhnliche «weise Frau» mit den gewöhnlichen Zauberkünsten, beeilte sie sich doch, aus Truhen und auf Dachböden, aus Läden und Schränken, alles hervorzukramen, was dem Kranken gehört hatte. Die jungen Fräuleins, die recht gut Bescheid wußten, was Adrian getragen hatte, waren ihr behilflich, und sie kamen recht bald mit einem ganzen Pack Kleider zu Marit hinunter.

Marit breitete die Sachen auf dem Küchentisch aus und prüfte jedes einzelne Stück genau. Ein paar alte Schuhe legte sie beiseite, ebenso ein paar kleine Fäustlinge und ein Hemd. Unterdessen murmelte sie eintönig und unablässig: «Ein Paar für die Füße, ein Paar für die Hände, eins für den Körper und eins für den Kopf.»

«Ich muß noch etwas für den Kopf haben», sagte sie plötzlich mit ihrer gewöhnlichen Stimme. «Ich muß etwas haben, was warm und weich ist.»

Die Jungfer zeigte ihr die Hüte und Kappen, die sie hervorgeholt hatte.

«Nein, es muß etwas sein, das warm und weich ist», sagte Marit. «Hatte Baron Adrian nicht auch eine Zipfelmütze wie andere Buben?»

Die Jungfer wollte gerade sagen, daß sie keine gesehen hätte, aber die Köchin kam ihr zuvor.

«Ich hab' doch heute vormittag seine alte Zipfelmütze auf dem Wandbrett dort drüben gefunden, aber die Jungfer hat sie mir weggenommen.»

(Schluß folgt.)